

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 41

Artikel: Kleine Notizen aus grossen Manövern
Autor: Knobel, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-506071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kleine Notizen aus grossen Manövern

Der Stabs-Blick

Als der Heli vom gleißenden Firn der Strem-Lücke auf 2800 m Höhe abhob, brannte die Sonne heiß durch die Plexigaskuppel, und während sich das Flugzeug nach vorne und gleichzeitig zur Seite neigte, erfüllte mich jenes leise Unbehagen, das sich einstellt, wenn man an den Randnägeln seines Bergschuhs vorbei sowohl senkrecht als auch 800 m unter sich den Talboden, zur Seite nur annähernd senkrechte, aber dafür zum Greifen nahe Felswände und über sich nicht etwa nichts erblickt, sondern erstens einen zweiten Heli, dem über dem Chützlipaß ein zweiter zu folgen sich anschickte, zweitens, etwas höher, ein Beobachtungsflugzeug, das langsam Kreise zog, und darüber einige Staffeln silbiger Jagdflugzeuge, halsbrecherische Angriffe fliegend, die trotz der Höhe von zwei- bis dreitausend Meter für die Gebirgssoldaten des Bündner Bataillons 93 Tiefangriffe waren. Die einzige Gefahr im Gebirge, so schien es mir, sind Verkehrsunfälle – und der *Stabs-Blick*. So nämlich nennt der Soldat die Sicht, die seine höheren Vorgesetzten aus den Flugzeugen vom Manövergeschehen gewinnen. Besonders im Gebirge ist diese Sicht trügerisch (aber auch im Berufsleben). Unser Heli schwirrte im Tiefflug über den Brunnigletscher, der eben von einigen Seilschaften von Dreiundneunzigern überquert wurde. Nur wer schon mit ihnen marschiert ist, weiß, weshalb sie sich so lange dem Stabsblick aussetzen und nicht rascher dem Firnrand zustreben: Die Rucksäcke der Soldaten wiegen im Schnitt 40 kg, und darauf türmen sich zusätzlich die Waffen. Auch Teile schwerer Waffen. Diese Lasten haben sonderbare Namen. Die eine heißt Schrank, die andere Büffet, und wenn man näher forscht, grinst ei-

nem ein Oberländer-Leutnant aufgenickt an und erläutert bereitwillig: «Das ist eine Teakholz-Anrichte im Pioneer-Style», und ein Soldat aus dem Calancatal ergänzt: «Leider Massenfabrikation, jeder kriegt etwas ab!» Wir ziehen eine Schleife über dem Gletscherabbruch und sinken ins Brunnital. Unten, im Anstieg vom Maderanertal, stehen die Bündner in Feindfühlung. Wäre ich nicht dabeigewesen, ich sähe sie gar nicht: Die von unserem Hochgebirgsdetalement vorbereiteten Seilsicherungen – eine unsäglich mühevole Arbeit –, die es dem Bataillon ermöglichen sollten, auch bei Nacht überraschend ins Maderanertal zu stoßen, falls es nötig würde.

«Vorbereitung für Fall A oder B, heißt das im Jargon. Und aus der helikopterischen *Stabssicht* scheint das einfach, oft sehr einfach.

Der zahnlose Jäger

Wir fliegen über den Brunnigrat am Piz Cavardiras. Kein Mensch ist zu sehen in den schroffen Klüften. Aber ich weiß, wo sie sitzen, die Dreiundneunziger: Auf exponierten, raffiniert zum nächtlichen Biwakieren hergerichteten Felskanzeln. Jetzt sehe ich da und dort ein sonnenverbranntes Gesicht hinter den natürlichen Deckungen. Dort muß auch jener Engadiner liegen, ein leidenschaftlicher Jäger; er steht im Dienst, derweil in Bünden die Jagd frei ist. «Schrecklich!» hatte er tags zuvor gesagt und an einen gewissen Sechzehnender gedacht. Als bekanntgeworden war, daß der WK in die Jagdzeit fällt, häuften sich die Dispensationsgesuche mit beigelegten Arztzeugnissen. Ihre Zahl ging erst zurück, als bekannt wurde, daß aus gesundheitlichen Gründen Dispensierte *kein* Jagdpatent kriegen. Aber das erfuhr leider jener Jagdfiebrige zu spät,

der sich in der Hoffnung auf Dispensation bereits alle Zähne hatte ziehen lassen ...

Die Soldaten erzählten sich den Fall im nächtlichen Hochbiwak, zwischen ein Uhr und Tagesgrauen, in jener Zeit also, wo die Kälte zunehmend an einem zu nagen beginnt und die Viertelstunden zur Ewigkeit werden. An einem Abend, als der Regen in Schnee überging, als die Temperatur auf minus 3° sank, überreichte uns ein Hauptmann eine Flasche Cognac. Nur wer die ersten Nachmitternachtstunden kennt, wenn man im Windschatten eines Felsblockes liegt, kann die Größe des Geschenkes richtig ermessen. Ich wünsche dem Manne ein schönes und langes Leben!

Ehe wir wieder auf dem Firn der Stremlücke aufsetzen, überfliegen wir die Cavardiras-Hütte. Dort waren wir nach einem vierzehnständigen Marsch von Somvix her angekommen. Heiß war der nächtliche Aufstieg, ohne Licht, bis zur Alp Cavrein gewesen, erst den Feind in der linken Flanke, dann den Schweiß in beiden Flanken. Leise unter der Traglast keuchend trat unser Schiedsrichtermajor in ein weiches, im Sternenlicht nur als Schatten erkennliches Alpenrosengebüsch. Aber es war ein Rind. Es erhob sich mitsamt dem Major. Etwas später erhob auch er sich wieder. Es war keineswegs das Rind, das fluchte.

Der Fußgängerstreifen

Dort, auf der Cavardiras-Hütte, stieß das Nachbarbataillon, bei strömendem Regen, nach zwölfständigem Marsch auf 2646 m Höhe durch uns hindurch – und weiter. Sein Ziel lag nur einige Kilometer weiter vorn. In Luftlinie, wohlverstanden. Nicht weit im Stabsblick. In Wahrheit weitere

sechs bis sieben Marschstunden: 200 m hinauf, 800 m hinunter, 350 m hinauf – nicht etwa zu einem Haus, sondern ins nächste Biwak, regen-, schnee- und schweißnaß. Als eine Kompanie in Kolonne – am Seil – den letzten Schneehang vor der Cavardiras-Hütte traversierte, donnerte oben in der Wand ein Steinriegel los. Mit beängstigender Geschwindigkeit sausten die Blöcke am Ende der Kolonne vorbei auf die nächste zu, darunter ein Felsbrocken von der Größe eines mittleren Autos.

Ein Grat verdeckte uns die Sicht auf das, was geschehen mußte. Aber auch die zweite Kolonne tauchte auf.

«Was dachten Sie, als der *Car* auf Sie zuraste?» fragte ich einen baumlangen Feldweibel. Er grinste: «Ich dachte, der wird ja schon bremsen, ich bin ja auf dem Fußgängerstreifen.»

So sind diese Männer: hart, gleichmütig, wortkarg, aber freundlich. Und das erstaunliche: Nie hörte ich meckern. Fluchen schon; wenn einer beim Aufstieg einen Stein löste etwa, wenn ein Schlag mit dem Eispickel daneben ging oder wenn der Wind das Biwakzelt aufriß, gerade wenn der Mann darin sich aus dem Tarnanzug schälte.

«Wie geht's?» fragte ich bei solcher Gelegenheit – vielleicht nicht gerade den Umständen angemessen, aber auch eher rhetorisch – einen Soldaten. Er grinste grimmig und sagte trocken: «Wenn Du schon fragst: Ich gebe es auf, fange etwas eigenes an und mache mich selbstständig.» Kein Gemecker, wie gesagt.

Der mirakulöse Blick

In diesem Zusammenhang: Ich prüfte nicht nur den Stabsblick, sondern auch den bloßen *Blick*.



Er lag in der Cavardiras-Hütte und berichtete spaltenlang vom Soldaten-Gemecker.

Das sei, so hieß es, Ausdruck jener Wut, die sich im Ernstfall auf den Feind richte, im Manöver aber im Gemecker sein Ventil finden müsse. Der Gebirgssoldat aber hat auch in bloßen Manövern seinen echten Feind: Das Wetter, die Kälte, die Schwierigkeiten des Geländes ... Eben trifft ein Zug der für den Nachschub eingesetzten Kompagnie ein. Der Munitionsnachschub wird ernstfallmäßig gespielt. Jeder der Männer war mit einem 50 kg Betonklotz im Rucksack über 1000 m aufgestiegen, mit supponierter Munition. Vier Stunden waren sie unterwegs gewesen. In Regen und Sturmwind. Als sie sich die regennassen Tarnanzüge vom Leibe rissen und sich mit Wolldecken frottierten, ehe sie unverzüglich wieder den Abstieg antraten, da las ich ihnen aus dem «Blick» vor, mit ebensoviel Pathos in meiner Stimme, wie der Schreiber in Druckerschwärze umgesetzt hatte:

«Verzerrtes Gesicht, keuchender Atem, ausgedörrte Kehle, Schweiß in den Augen. Und den Blick weit vorn auf der Straße, die kein Ende nehmen will ...»

Einen Augenblick herrschte völlige Stille, sie kannten das ja; aber darüber schreiben? Dann jedoch brach ein wildes Gelächter los, ein Riesenlächter. «Mehr!» schrien die Leute. Da las ich ihnen aus der Reportage über den Boxkampf zwischen Cassius Clay und Mildenberger vor. Jene Stelle, wo es hieß, der «gezeichnete Deutsche erholt sich in jeder Pause mirakulös!»

Erneutes Gelächter, und fortan gibt's in diesem Bataillon keinen Marschhalt und keine Ruhepause und keinen Urlaub und überhaupt nichts mehr, das nicht mirakulös wäre.

So entstehen im Dienst geflügelte Worte.

Das Zehenspiel des Kommandanten

Als wir – es sind wenige Tage seither, aber wie lange scheint es zurückzuliegen – zu «unserem» Bataillon gestoßen waren, eine Stunde nach Manöverbeginn, fanden wir den Major gefechtsmäßig im Kommandozelt am Rande eines verfallenden (oder verfallenen, das ließ sich im Dunkeln nicht ausmachen) Kurparkes in Alvaneu-Bad. Auf einem Wegweiser hieß es: «Hier dreht die Turnus-Film «Bonditis».» Im ebenso verfallenen oder verfallenden Kurhaus lärmte eine Musikbox der dort versammelten Filmequipe ins Ohr. Japanische Spioninnen, Schauspieler, Kameraleute, seltsame Weiblichkeiten erschienen vor erleuchteten Fensterscheiben. Der Bataillonskommandant trat drüben, im Gebüsch, vors Zelt, begrüßte uns entschuldigend, weil er noch schnell einen Schluck Schlaf genommen habe – es war fast Mitternacht –, erläuterte erst die Lage und deutete dann zum Hotel: «Angemessene Nachbarschaft! – Was machen die? Einen richtigen Film? Ja, kann denn das etwas Rechtes geben? Sehen Sie sich doch die Leute einmal bei Tag an!» Derweil er sprach, beschien meine Taschenlampe seine Füße, die bloß und bleich aus dem Tarnanzug ragten, und ich beachtete, daß seine beiden großen Zehen sich im tauischen Grase rhythmisch auf und ab bewegten.

Später wurden wir von einem Posten angehalten. Er leuchtete uns ins Gesicht, dachte kurz nach und schrie dann in den dunklen Wald: «Kommandant, Füsiler Truog, ich habe hier vier Schiedsrichteroffiziere ...» und fügte ebenso laut, aber beruhigend an «... der höchste nur ein Major.»

Als ich dem Kommandanten am andern Morgen sagte, einer der Schauspieler habe uns eine Flasche Veltliner in den alkoholfreien Flügel des Hauses hinüberorganisiert, da gestand er friedfertig ein, daß «die Leute» wohl so schlecht nicht seien.

Der Film «Bonditis» wird somit gut.

Das Melkfett

«Was die Schweiz doch steil ist!» hatte der Soldat gemurmelt, als er, von einem mehrstündigen Patrouillengang in Richtung Madernerthal zurück, kaum im Biwakzelt verschwunden war und schon nach zehn Minuten einem Detachement zugeteilt wurde, das «sofort abmarschieren» mußte, Ziel: 700 m höher. «Warum stellst Du die Schuhe *vors Zelt?*» fragte ihn der Korporal. «Du hast recht», sagte der Soldat, «es nützt ja doch nichts. Seit Tagen stell ich sie *vors Zimmer*, aber nie wurden sie geputzt. Das Personal des Gastgewerbes ist auch nicht mehr, was es einst war.» Er muß es wissen. Er ist ein Bündner Hotelpfleger.

Eine der mirakulösesten Begegnungen hatte ich in einem anderen Hochbiwak. Ich fuhr mit dem Finger verlegen durch meine verweigerten Bartstoppeln und sagte entschuldigend, ich hätte nur einen elektrischen Rasierapparat bei mir. «Stellen Sie ihn um auf 125 Volt» wies mich der riesige Laban von einem Nachrichtenoffizier an und rief nach einem Sturmgewehr und einer Funkbatterie. Diese wurden von einem Soldaten ebenso ingeniös wie umsichtig kombiniert, mein Stecker am Gewehr festgeklemmt und: Der Apparat lief und mein Bart fiel.

Der letzte Manövermorgen graute. Auf einer mit Felsbrocken über säten Weide über der Etzlihütte er-

warteten wir fröstelnd die Sonne. Eine Gruppe von Calancanessen, Bergellern und Puschlavern sang. Schwermütig und vierstimmig. Ein rotbärtiger Leutnant sang Falsett, während der Kommandant der Dreiundneunziger den Versuch machte, sich an einer dem Leser bereits bekannten Zehe eine Marschblase aufzustechen – mit dem Eispickel. Der Bataillonsarzt studierte liegend schon seit einer Halbstunde immer eingehender die Karte, bis er mit dem Kopf auf die Karte stieß und wir merkten, daß er «dienstlich schlief», das heißt: daß er so (dienstlich) tat, als ob, und dennoch schlief.

Manöverabbruch und Urlaub stehen bevor. Die Gespräche drehen sich um die Jagd. «Ich sehe den Albino schon jetzt», frotzelt einer, «wie er an der Grenze des Nationalparks lauert, wie er Weib und Kinder mit Beerenkesseli in den Park schickt – die Kessel mit Steinen gefüllt! – auf daß sie ihm den Hirsch vor die Flinte jagen!»

Die Sonnengrenze hat uns erreicht und durch den Funk die Meldung vom Manöverabbruch. Auch unsere wortkargen Soldaten schreien nun so laut wie alle andern Soldaten in solch beglückender Lage. Die Rufe klingen von einer Seite des Talkessels zur andern. Den Dreiundneunziger steht noch ein sechsstündiger Rückmarsch bevor.

Wir jedoch werden uns nach der Urnerseite wenden und haben deshalb Zeit. Dösend brate ich an der Sonne. Der bärige Leutnant warnt: «Schützen Sie sich vor Sonnenbrand! Melkfett schützt und bräunt zugleich. Melkfett ist unübertroffen und billig!» Und er taucht einen Zeigfinger tief in seine Büchse Melkfett.

In eine mirakulöse Büchse, wie nachzutragen ich nicht umhin kann.

Bruno Knobel